



Protokoll zur Werkstatt B2

„Soziokultur ist weiß und weiß es viel (besser)“ - Der Interkulturbegriff muss sich ändern

Aufschlag1: Azadeh Sharifi, Kultur- und Theaterwissenschaftlerin, Berlin

Aufschlag2: Timo Köster, Geschäftsführer Zukunftsakademie (ZAK) NRW, Bochum

Return: Laila Koller, E-Werk Freiburg

Moderation: Robby Hillmanns, zakk Düsseldorf

Einleitung durch den Moderator

Robby Hillmanns, Programmplaner im zakk, der u.A. für die Querschnittsaufgabe Interkultur zuständig ist, skizziert kurz die aktuelle Situation – dass Deutschland ein Einwanderungsland sei, sei an sich keine neue Information, doch der Prozess der Öffnung sei immer noch nicht vollzogen bzw. finde sich eher partiell wieder. Hillmanns geht darauf ein, dass es angesichts der demographischen Entwicklung notwendig sei, sich diesen Fragen zu stellen, nicht zuletzt auch aus der Perspektive der Zukunftssicherung des Hauses, angesichts der hohen Eigenfinanzierungsquoten. Es erfolgt eine Vorstellung der ReferentInnen.

Positionen

Dr. Azadeh Sharifi beschäftigt sich mit postmigrantischem Theater in Europa, ist Wissenschaftlerin und Aktivistin und setzt ihren Schwerpunkt auf die Ermächtigung und Mitgestaltung von Räumen für Menschen, denen die künstlerische Arbeit abgesprochen wird. Als problematisch betrachtet Sharifi die hierarchische Perspektive, denn damit hänge die Frage der hegemonialen Macht zusammen. Die Vorstellung bzw. die Differenzierung zwischen Hoch- und Soziokultur erscheinen für sie eher obsolet. Sharifi betrachtet die Grenzen als fließend und nicht klar trennbar.

Als Aktivistin interveniere die Referentin beispielsweise bei Tagungen. Was hierbei im Mittelpunkt der Kritik stehe, ist die Herangehensweise, bei der man meine, Räume zu öffnen. Tatsächlich kommen die Menschen, für die diese Räume geöffnet werden sollen, nicht zu Wort und seien nicht vor Ort präsent (Menschen aus prekären Verhältnissen, people of color etc.). Die Räume bleiben somit heteronormativ. Aus diesem Grunde sei eine starke Selbstreflexion notwendig und es müssen Fragen wie „wer spricht / wer darf nicht sprechen?“ bedacht werden.

Timo Köster geht zunächst auf die Problematisierung von Begrifflichkeiten ein und spricht davon, dass das Konzept des Postmigrantisches momentan en vogue sei, was er auch als einen Effekt der Auseinandersetzung mit Globalisierung und Migration sieht. Die Aufgabe, als eine Art kuratorische Praxis, müsste auf kollektive Erfahrung angelegt und neue Perspektiven ästhetisch umsetzen, sodass Diversität jenseits von Herkunft gedacht werden könne. Eine andere Vorgehensweise würde dagegen dazu führen, dass

vermeintliche fremde Kulturen stigmatisiert werden.

Urbane Räume werden zu unterschiedlichen sozio-ökonomischen Bedingungen geteilt, weshalb sich Kultureinrichtungen gezielt den Fragen nach Diversität widmen müssen, und zwar nicht nur aus dem Grunde, dass das Publikum „wegsterbe“: „Kultur für alle“ müsse neu gedacht werden. An dieser Stelle spricht Köster von einer kulturellen Demokratisierung und Demokratisierung von Kultur. Damit gehe auch das Verhandeln von Narrativen einher – „Wer erzählt was und warum?“. Hinterfragt werden müssen dabei inhaltlich-ästhetische, aber auch machtpolitische Ebenen, als Meta-Ebene. Köster geht hier auf Johannes Rau ein, der von einem „neuen Wir“ sprach.

Die Aufgaben bestehen demnach in mehreren Punkten. Zum einen ist es eine multiperspektivische Betrachtung, was bedeutet, dass unterschiedliche Akteure eingeladen und die Frage nach Relevanz ausgehandelt werden müsse. Hierbei seien neue Narrationen, Bilder und Erzählweisen notwendig. Damit gehe auch der Begriff der Kollaboration einher, um die Momente des Partizipativen zu betonen. Des weiteren sei die sozial-psychische Komponente ebenfalls entscheidend, denn die Haltung müsse hinterfragt werden (top-down). Diese Auseinandersetzung mit Vielfalt bedeute aber auch, dass man sich die Frage stellen müsse, wie es denn pragmatisch umsetzbar sei. Dabei spielen das Programm, das Publikum, das Personal, aber auch, abstrakter gesprochen, der Führungsstil, die Kontakte, der Umgang mit Netzwerken etc. eine wichtige Rolle.

Laila Koller greift das angesprochene „Neue Wir“ auf und hinterfragt, inwiefern die Zentren dabei eine Vorreiterrolle hätten. Die Referentin erwähnt eine Tagung der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren im Herbst 2013 in Augsburg, bei der die Frage nach dem eigenen Handeln, nach dem Prozess und den Widerständen stark thematisiert wurde. In Freiburg werden inzwischen jährlich Workshops für KulturmacherInnen veranstaltet, die Selbstbefragung und Herausarbeitung von Strategien gegen Alltagsrassismus etc. dienen.

Auf der Ebene der Aktivist*innen sei es wichtig, die „Wut“, die aktive, mächtige Antriebe verleihe, nicht zu verlieren.

Es sei notwendig, das Programm zu verändern und interkulturelle Projekte nicht als Nischenprogramm zu begreifen und es auch nicht auf einen migrantischen Hintergrund zu reduzieren. Die Widerstände seien nach wie vor da und es sei wichtig, konkrete Strategien zu erarbeiten. Die soziokulturellen Zentren seien auch nicht generell „besser“, denn wenn man sich umschaue, sei es hier auch hauptsächlich weiß, männlich und Ü50. Man müsste aber bei den Netzwerken ansetzen und sich mit den Menschen / Vereinen auseinandersetzen und nach guten Akteuren suchen. Wenn man sich das Personal anschauere, sehe es eher düster aus, denn die Stellen werden selten frei ausgeschrieben, sodass das Team hauptsächlich homogen reproduziert werde. Vielmehr müsse man z.B. gezielt nach Menschen mit Migrationshintergrund suchen.

Publikum

Es wird darauf eingegangen, dass Museen im Prozess nicht wirklich weiter seien (wie in der Podiumsdiskussion des Vorabends von Frau Prof. Dr. Helene Kleine postuliert wurde), denn die finanzielle Relation müsse dabei ebenfalls bedacht werden. Als Aufgabe wird aber festgehalten, sich zu öffnen und das „wir“ anders zu definieren.

Der Moderator spricht die von Timo Köster erwähnten Richtungen - kulturelle Demokratisierung und Demokratisierung von Kultur - an und geht auf einige statistische Erhebungen ein:

Im Jahr 2012 haben bundesweit demnach 10,5 % der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten in Soziokulturellen Zentren einen Migrationshintergrund, jedoch seien es nur 4,2 % Stellen mit Entscheidungsbefugnis. Darin zeichne sich deutlich das Problem ab, dass sich die gesellschaftliche Realität nicht im Personal der Zentren widerspiegele. Vergleichsweise liege der Sektor der kulturellen Bildung stark vorne, denn hier haben 48,4 % der Teilnehmenden an den kulturellen Bildungsangeboten in den Zentren einen Migrationshintergrund.

Diskussion

Es wird nach Erfahrungswerten gefragt - was hat bisher geklappt, was bzw. wie können wir es besser machen?

Azadeh Sharifi sieht soziokulturelle Zentren als Selbstermächtigungsräume und daher als Räume, die Schnittstellen auch für Minoritäten ermöglichen.

Es folgt eine Frage nach Finanzierungsmöglichkeiten. Dabei wird die Schwierigkeit aufgezeigt, dass Interkultur als eine Aufgabe on-top erscheine, die auch zusätzlich finanziert werden müsse.

Laila Koller meldet sich zu Wort. Einerseits sei für sie die Frage nach finanzieller Seite zwar nachvollziehbar, dennoch verortet sie den Kern im tiefergreifenden demographischen Wandel, womit ein Programmwandel einhergehen sollte, bei dem die Unterscheidung nach „deutschem“ und „interkulturellem“ Programm obsolet ist.

Aus dem Publikum erfolgt eine Meldung zum Thema Gewalt bei türkischstämmigen Jugendlichen, einhergehend mit der Überlegung, ob es eine Klassenfrage sei. Sharifi hält bei der Fragestellung dagegen und problematisiert die automatische Gleichsetzung zwischen türkischstämmig und gewaltsam und sieht es eher als eine Reproduktion von Stigmatisierungen.

Der Moderator geht auf den Begriff des Milieus als ein entscheidendes Merkmal ein. Azadeh Sharifi betrachtet es eher als ein strukturelles Problem, weshalb sie von Rassismus spricht und es weniger um eine Klassenfrage gehe. Für sie existiere eine Front, in Form einer institutionellen Haltung, die andere stigmatisiert und ausschließt. Koller betont, dass man deshalb auch die Angebote verändern müsse.

Ein Vertreter des paritätischer Wohlfahrtsverbandes meldet sich zu Wort und spricht eher von einer Zunahme der Segregationsprozesse. Für ihn werden die Szenen abgeschotteter. Er spricht von mangelnder Durchlässigkeit und harten Hegemonial-

kämpfen, was zunächst so zur Kenntnis genommen werden müsste. Es müsste auch mehr Neugier aufeinander kommen.

Der Moderator fasst zusammen, dass das Ziel folglich auch darin bestehe, Begegnungen zu ermöglichen, indem Jugendlichen eigene Gestaltungsmöglichkeiten gegeben werden. Es gehe also auch darum, die Macht im Programm abzugeben und Menschen selbst machen zu lassen.

Timo Köster geht darauf ein, dass die Aufgabe der Kunst und auch der interkulturellen Kulturarbeit nicht primär darin bestehe, gesellschaftliche Probleme zu lösen, dennoch aber die Vielfalt zu spiegeln und damit umzugehen. Deshalb sei Interkultur auch keine Sonderaufgabe.

Ein Vertreter der Bürgerzentrums Alte Feuerwache Köln berichtet von offener Arbeit mit Kindern im Rahmen des Projekts „Kultur macht stark“.

Aus dem Publikum kommt eine Meldung zum Thema Vorfälle mit Türstehern. Es wird betont, dass es ganz entscheidend sei, anders auf die Leute einzugehen. In dem Falle war es die einzig logische Konsequenz, dass man das Türpersonal abziehe und einen anderen Umgang suche und die Jugendlichen nicht mit so einer Erwartungshaltung konfrontiere. Auf diese Art und Weise sollen Barrieren abgebaut werden.

Timo Köster fragt, inwiefern soziokulturelle Zentren auch räumlich in die Stadt hinausgehen. Laila Koller sieht organisiertes Rausgehen als lohnend, betont aber, dass es stark mit finanziellen Mitteln zusammenhänge. Wichtiger erscheint es ihr, Räume zu öffnen.

Es erfolgt eine Meldung aus dem Publikum. Es wird erneut auf die Bedeutung der Momente des Kollaborativen und der Netzwerkarbeit eingegangen. Dies sei entscheidend, wenn man das Programm verändern wolle, denn nur auf diese Weise könne man den Leuten tatsächlich begegnen, ohne dabei als eine geschlossene Front zu fungieren. Man brauche Kooperationspartner, durch die eine direktere Ansprache möglich sei.

Der Moderator fasst die wesentlichen Punkte der Werkstatt zusammen und schließt mit einem Zitat von Fatih Cevikkollu ab, der im Urlaub auf die Frage „Woher kommen sie?“ mit „Deutschland“ antwortet. Auf die fragenden Gesichter fügt er dann hinzu: „Ja, so sehen die jetzt aus.“

Protokoll: Svetlana Chernyshova